

Zeitschrift: Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz

Herausgeber: Franz Otto Schmid

Band: 3 (1908-1909)

Heft: 15

Artikel: Ein Abend

Autor: Relzel, O.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-748012>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 31.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein Abend.

Skizze von D. Kelzel.



Sie waren auf seltsame Art Freunde geworden. So schien es ihnen wenigstens. Über ein Jahr hatten sie zusammen verkehrt, über ein Jahr hatten sie nebeneinander die Mahlzeiten eingenommen, hatten sie die Gespräche geführt, die am Wirtshaustisch üblich sind. Keiner hatte sich Mühe gegeben, dem anderen näherzukommen; sie fühlten sich bei der oberflächlichen Bekanntschaft, die zu nichts verpflichtete, sehr wohl, und der allgemeinen Berührungspunkte gab es genug, als daß sie zu tieferen Fragen zu greifen nötig gehabt hätten, um sich nicht langweilig zu werden. Beide waren über das Alter hinaus, in dem man nicht zusammen sein kann, ohne vom anderen ganz Besitz zu ergreifen zu suchen. Und weil jeder den kühlen, gleichgültigen Weltmann sehr gut zu spielen verstand, so hielt jeder den anderen für so oberflächlich, daß es sich nicht gelohnt hätte, ihm näherzutreten. Sonst waren sie einander sympathisch; sie hatten sich aneinander gewöhnt und respektierten ihre gegenseitigen Eigenheiten.

Dann hatten sie sich einmal zufällig in einem Vortrag über „Moderne Weltanschauung“ getroffen. Jeder war überrascht, seinen Tischgenossen bei einem solchen Anlasse zu finden, und als sie zusammen den Heimweg einschlugen, machte jeder die freudige Entdeckung, mit einem Menschen zusammen zu sein, dessen Interesse über Berufsfragen, Skandalgeschichten, Witze und billige Tagespolitikkritik hinausging.

Sie waren beide Juristen. Karl Weger war Notar und Dr. jur. Willy Lipper schlug die Richterlaufbahn ein. Sie gehörten nicht dem Stande der Nur-Juristen an. Die Juristerei war für sie der Beruf, dem alle Gedanken während der Arbeit gehören mußten. Nachher lebten sie aber um so intensiver ihren eigentlichen Interessen: der Kunst und Philosophie. Jenes Spintisieren und Deuten, jenes Grübeln und Erklärungsuchen, das so ausgeprägt im Charakter des Schwaben liegt, eignete auch ihnen. Sie gingen vielleicht nicht allzusehr in die Tiefe, sie blieben Dilettanten, stille, ferne Bewunderer, aber das Nachdenken gab ihnen doch einen Halt, ein gewisses Überlegenheitsgefühl, das sie zu freien Menschen machte, weil sie glaubten, mehr als andere den Dingen auf den Grund zu sehen. Für beide war der Zweck der Philosophie das nil admirari. Das gab für sie allein den Boden für jene unerschütterliche Sicherheit, die den Menschen zum Weisen macht. Herr Doktor Lipper gab dem auch Ausdruck, als es ihnen doch Bedürfnis geworden war, Freundschaft zu schließen. „Weißt du“, sagte Dr. Lipper,

„eigentlich ist es lächerlich, Freundschaft zu schließen. Denn Freundschaft bedeutet doch nur Enttäuschung. Die Unsumme sympathischer Eigenschaften, die man in der Begeisterung, einen Menschen für sich gewonnen zu haben, ineinander hineindichtet, schrumpft im Laufe der Jahre gewaltig zusammen.“ Gleichwohl hoffe er usw. Herr Weger nahm einen anderen Standpunkt ein. Er erwartete überhaupt nichts. Er halte sich von dem blauen Dunst der Ideale und Hoffnungen fern; denn nur mit der Schlechtigkeit der Menschen könne man sicher rechnen. „Und darum bin ich“, schloß er mit einem geistreichen, überlegenen Lächeln, „Pessimist — um Optimist sein zu können.“

So hatte man sich ehrlich ausgesprochen, und ihrer Freundschaft stand nun nichts mehr im Wege. Jeder empfand es als eine große Erleichterung, daß er bei Meinungsverschiedenheiten den Freund nicht nur in Gedanken, sondern auch in Worten ungestraft „Schafskopf“ nennen durfte.

Sie hatten sich eng aneinandergeschlossen. Die Abende verbrachten sie gemeinsam; sie lasen zusammen, diskutierten, besuchten gemeinschaftlich Theater, Konzerte, Vorträge oder tranken in stiller Behaglichkeit Wein und träumten leise vor sich hin. Ein Wort, ein halber, abgerissener Satz war manchmal ihre Unterhaltung, und doch fühlten sie sich nach solchen Abenden enger verknüpft denn je zuvor. Ein Strom trug sie fort, dessen Lauf sie nicht kannten und der sie in ferne, ferne Weiten führte, in deren Einsamkeit das Gefühl unauflöslicher Zusammengehörigkeit mit unhemmbarem Drange in ihnen erwuchs.

Und doch gab es Dinge, von denen sie trotz aller Vertrautheit nie sprachen, Dinge, die anzutasten eine Regung wie Schamgefühl ihnen wehrte. Die wichtigsten, ernstesten Fragen, Angelegenheiten, die man nur bei restlosem, blindem Vertrauen und Glauben erörtern kann, wurden vor dem Freunde ohne Bedenken aufgerollt. Aber die innersten Gefühle, jenes Persönlichste, Eigenste, über das man selbst kaum zu denken wagt, dessen eigenes kritisches Betrachten fast wie unreine Berührung anmutet — davon spricht man nicht. Vielleicht doch — wenn die Erlebnisse hinter uns liegen, wenn das Einstige wie im Silberhauche einer Mondnacht ruht, in der die klaren und scharfen Formen mild und weich werden und wenn Erinnerung und Sehnsucht uns mit unfühlbaren Händen vom festen Boden hinwegheben, dann mag sich die Seele dem Freunde offenbaren, mag im Schweigen der Nacht zu Tönen werden lassen, was in der Mittagshelle nie erklingen wäre.

* * *

Sie waren in „Tristan und Isolde“ gewesen.

Von selbst lenkten sich ihre Schritte auf eine kleine Anhöhe, die außerhalb der Stadt lag und zu der sie in der Dämmerung oft hinauf-

geschritten. Eine Bank unter den weit ausladenden Ästen eines Nußbaumes stand dort, gebrechlich und halb zerfallen. Im Tale lag die Stadt, lebendig-tot, atmend und unbeweglich starr. Die Lichterreihen der Straßen liefen in seltsamen Linien, bildeten spitze und stumpfe Winkel, schienen regel- und planlos in irrer Laune hingeworfen. Drohend reckten sich die Türme der Kathedrale in die Höhe; in der Dunkelheit schienen sie eine ungefügte, plumpe Masse zu sein, die dabei etwas Gespenstisches und Unwirkliches hatte. Aber der Abend war mild und lau, und der Mond stand groß und rund am bleichen Himmel.

Schweigend hatten sie sich auf die Bank gesetzt. In fernem, schwachem Brausen klang das nächtliche Leben der Stadt, undeutlich, unentwirrbar.

Sie hingen beide ihren Gedanken nach. Willy Lipper hatte die Augen geschlossen und den Kopf an den Stamm des Nußbaumes zurückgelegt. Der Notar starrte zur Erde und zog gedankenlos Striche und Linien im Sande.

Aber diese Ruhe und Unbewegtheit hatte etwas Quälendes für ihn. Er richtete sich auf und fing zu sprechen an. Über Tristan, über Isolde, über Wagner und Frau Wesendonck, über den Kapellmeister und über die Sänger. Er fühlte, daß ihm sein Freund kaum zuhörte, aber er konnte diese lastende Stille, dieses bange Schweigen der Natur nicht ertragen, und er sprach weiter und weiter.

„Wollen wir gehen?“ fragte er endlich.

Der andere nickte.

Sie stiegen langsam den Berg hinunter. Der Notar hatte noch einen letzten Versuch gemacht, eine Unterhaltung in Gang zu bringen. Vergebens. Resigniert schwieg nun auch er.

„Kommst du noch zu mir?“ fragte der Doktor, als sie sich seiner Wohnung näherten.

„Warum nicht! Verschmähe nie eine Hand, die sich freundlich dir bietet!“

Willy Lippers Arbeitszimmer war groß und geräumig. Ein kleiner Balkon, der gegen den Garten ging und zu dem breite Glastüren führten, gab dem Zimmer viel Freundlichkeit. Die Türen standen weit offen und das Zimmer war erfüllt von der schweren feuchten Abendluft. Sie rückten den Tisch gegen den Balkon und zogen die Chaiselongue und den Schaukelstuhl an die beiden Seiten des Tisches.

Der Doktor brachte Wein und Zigarren.

„Nimm, bitte.“

„Danke; ich würde jetzt lieber eine Zigarette rauchen.“

„Kannst du auch haben.“

Er holte Zigaretten und schenkte den Wein ein. Aus der Höhe ließ er ihn in die Gläser niederperlen, daß er schäumte und knisterte.

„Profit!“

„Hier sind Zündhölzer.“

„Merci.“

Eine Zeitlang rauchten sie schweigend.

„Du, hör mal“, fing der Notar nach einer Weile an.

„Ja?“

„Heute, im „Tristan“, ist mir ein Gedanke gekommen . . .“

„So?“

„Ja, der für meine Weltanschauung von tiefstem Einfluß sein mag.“

„Nicht möglich!“ Der Doktor, der zwei Jahre älter war als sein Freund, benutzte den Altersunterschied vor allem dazu, um den geistig Überlegenen zu spielen. Er spottete und ironisierte mit wahrer Leidenschaft, wenn ihm die Möglichkeit dazu irgendwie gegeben war. Der Notar ertrug diese Laune mit liebenswürdiger Gleichgültigkeit. Denn er wußte, daß ihn der Doktor trotz allen Spottes doch ernst und wichtig nahm und daß seine Ironie vielleicht nur der Ausfluß seiner Skepsis war.

„Und unsere alte, treubewährte Überzeugung“, fuhr der Doktor fort, „willst du ohne alle Gewissensbisse von dir werfen: daß keine Weltanschauung die beste Weltanschauung ist?“

„Gewiß. Ich weiß nicht, in welchem Zusammenhange der Gedanke, der mir plötzlich kam, mit dem „Tristan“ steht. Aber da war er; mit einer Klarheit stand er vor mir, die mich ergriff. Das Leben ist nur ein Symbol, die Wirklichkeit nur ein Gleichnis für die Wahrheit. Das ließ mich nimmer los, und die Musik war schließlich für mich nur noch eine laute Verkündung dieses Gedankens.“

„Hm.“

„Was sagst du?“

„Ich? Nichts!“

„Ich habe auch bereits nach einer Formel gesucht, nach einem präzisen Ausdruck. Weißt du, es ist ungefähr so, daß für die intelligible Welt das gleiche Verhältnis gilt, wie für die Beziehungen zwischen dem Ding an sich und der Realität.“

„Ich weiß nicht, ob ich dich ganz richtig verstanden habe. Aber ich glaube. Und da möchte ich dir empfehlen, lies zuerst, ehe du deine Gedanken weiterspinnst, die Neuplatoniker, so etwa Plotin, nach. Ich fürchte, ich fürchte, das Hartmannsche Desillusionierungsprinzip gilt auch hier.“

„Also dann nicht!“

Und er warf in weitem Bogen den Rest seiner Zigarette über das Geländer weg in den Garten.

„Bitte, bitte! Die Anlagen sind dem Schutze des Publikums empfohlen!“

„Na ja, beruhige dich nur! Ich werde es erst bei der nächsten Zigarette wieder so machen.“

Sie schwiegen.

Es hatte sich ein leiser Wind erhoben; der trat mit zagem Fuß in den Garten und wand sich weich um die Bäume, die drunten dunkelten. Die Bäume zitterten leise. Die Nacht lag wie ein blauer Schleier über dem Geäst. Wolkenlos spannte sich der Himmel im silberbleichen Schein des Mondes. Und die Luft war so mild und lau. Sommerwarm wob draußen der Frühling.

„Seltsam, wie der Frühling in uns lebt“, sagte der Doktor vor sich hin. „Es ist, als küßte er Totes, Vergessenes in uns wach. Als würde Erinnerung zu gegenwärtiger Wirklichkeit.“

Ein Windstoß ließ die Lampe flackern. In wirren Kreisen tanzten die Schattenringe an der Decke.

„Sag mal“, fragte zögernd der Doktor, „warst du schon jemals glücklich?“

„Glücklich? O ja, schon sehr oft. Und augenblicklich fühle ich mich auch durchaus glücklich.“

„Nein, ich meine «glücklich», nicht «zufrieden».“

„Ja, was soll denn für ein großer Unterschied zwischen glücklich und zufrieden sein?“

„Ein gewaltiger Unterschied! Zufriedenheit ist nichts weiter, als die angeborene Veranlagung, sich mit dem Gegebenen ohne Mühe abzufinden, die Sehnsucht, die Wünsche auszuschalten. Oder doch die Unmöglichkeit ihrer Erfüllung, ohne sie fruchtlos zu beklagen, einzusehen. Zufrieden, was man so zufrieden nennt, bin ich auch, aber glücklich . . .?“

„Wenn ich dich recht verstehe, so ist Glück eine gesteigerte Zufriedenheit?“

„Im Gegenteil! Glück ist der vollste Zustand, den ich kenne. Das Gefühl einer Befreiung, einer Loslösung von allem, was Erden-schwere heißt. Ein Singen und Klingen ist in uns, das mit seinem Dröhnen uns fast Kopf und Herz zersprengt.“

„Hm. Merkwürdig. Dann war ich nie glücklich.“

„Ich dachte es mir.“

„Und du? Warst du glücklich?“

„. . . ja.“

Sie schwiegen. Die Uhr schien ihr Ticken verdoppelt zu haben. Hart und laut klang das Geräusch des ewig gleichen Ausschlages des Pendels. Die beiden Männer rauchten stille und blickten dem Rauche nach, der sich in blauem Gefräusel in die Nacht hinaus verlor. Und

jene große Stille kam über sie, in der man den leisen Tritt der Gedanken zu hören glaubt.

Der Doktor richtete sich auf. Seine Augen brannten. Er strich sich mit der Hand über die Stirne.

„Du fragtest mich nicht, wann ich glücklich war. Weil du fühltest, daß du damit an innerste Empfindungen rühren könntest. Aber das liegt lange, lange hinter mir. Doch heute, als ich den „Tristan“ wieder hörte, da packte mich die Erinnerung mit einer Gewalt und . . . Ich will dir eine Geschichte erzählen. Wenn es dich nicht langweilt?“

„Bitte.“

„Als ich mit 19 Jahren zur Universität kam, da zog ich aus, um mir die großen Hoffnungen und Versprechen, die mir sehnsuchtsvolle Träume gegeben hatten, erfüllen zu lassen. Mit tausend Händen griff ich zu, begeisterte mich für Kunst und Wissenschaft, und viel ward mir gegeben. Und eine große, freudige Zufriedenheit kam über mich . . .

Ich verkehrte ab und zu in der Familie eines meiner Professoren, an den ich empfohlen war. Ein lieber, angenehmer Herr, der mir viel Freundliches erwies. Er hatte eine einzige Tochter. Ein hübsches Mädchen von etwa 20 Jahren, mit dem ich rasch Berührungspunkte fand. Wir unterhielten uns sehr gut zusammen. Sie hatte viel gelesen, und man konnte ohne Scheu über alles mit ihr sprechen. Auf dem Tennisplatz, in Gesellschaften, in gemütlichen Teestunden kam ich häufig mit ihr zusammen. Aber daß sich etwas von Liebe zwischen uns angesponnen hätte — davon war keine Rede. Ich hielt mich damals noch für „untaugliches Mittel“.

Eines Nachmittags sendet mir der Professor eine Karte zu für die „Tristan“-Aufführung, die am gleichen Abend stattfand. Man ist als Student nicht gerade mit Geldmitteln überladen, und ich freute mich königlich über dies Billet. Ich hatte den „Tristan“ noch nie gehört.

Als ich am Abend die Loge betrat, hatte Fräulein Hildegard, die Tochter des Professors, den Platz neben meinem Stuhle bereits eingenommen. Auch sie sollte heute zum ersten Male den „Tristan“ hören.

Die Musiker stimmten ihre Instrumente, ein Flötenspieler versuchte noch einmal eine besonders schwierige Passage, das Publikum nahm seine Plätze ein, gleichgültig, blasirt die einen, aufgereggt, voller Erwartung die anderen. Wir sprachen kaum ein paar Worte zusammen. Die Erregung, der größten Offenbarung höchster Kunst teilhaftig zu werden, hatte sich auch unser bemächtigt.

Das Vorspiel begann. Ich brauche dir nicht zu sagen, was diese Musik in uns auslöst. Wir haben es heute abend ja wieder erlebt.

In der Pause gingen wir die Wandelgänge auf und ab; man tauschte mit Bekannten ein paar konventionelle Worte aus, wir beide

aber sprachen seltsamerweise kein Wort zusammen. Vielleicht war es das Gefühl, daß jedes Wort, das man über solche Eindrücke sagt, feineren, gleichgestimmten Menschen gegenüber banal und stimmungstörend wirken muß.

Der zweite Akt. Die Liebeszene. Ich lehne mich zurück, schließe die Augen und trinke diese Musik wie ein Durstender den frischen Quell. Man vergißt alles um sich her, alles wird zur Unwirklichkeit. Da fühlte ich, wie eine kleine, heiße Hand meine Hand ergreift und in wildem Drucke umklammert. Ich öffne die Augen: Hildegard hält den Kopf vornübergebeugt und unsere Hände ruhen ineinander. Von unten drängen die Töne in ihrer verzehrenden Glut und Leidenschaft herauf, tönte der Liebesang in seiner allvergessenden Seligkeit und ahnungsangemem Zittern, und neben mir saß ein junges Weib und schenkte mir seine Liebe . . .

Langsamem Schrittes kehrten wir nach Hause zurück. Wir traten in den Garten. Der Mond warf über die Bäume silbernen Schimmer und zeichnete ihre Kronen in klarem Umriß auf die Erde. Wir standen im dunkelnden Schatten und küßten uns. Du wirst geliebt . . .

Damals war ich glücklich.

Ich wanderte und wanderte, die ganze Nacht hindurch, ich jubelte, ich war wie toll, und erst als die physische Müdigkeit mich nach Hause zwang, fand ich die Ruhe wieder.

Wundervolle Tage kamen. Eine Lebensfreudigkeit, ein jauchzender Übermut kam über mich, den ich nie an mir gekannt hatte und den ich seitdem nie mehr fand.

Unser Geheimnis ward offenbar. Man legte uns nichts in den Weg, aber es war, als hätte der Frost zarte, feine Blüten berührt. Die Konvention mit ihren harten, eckigen Fingern griff nach uns. Die allmächtige Regel preßte in Schablone, was keine Schablone verträgt.

Ich mußte in die Ferien gehen. Den Abend vor meiner Abreise waren wir noch zusammen. Und etwas von jenem heiligen, übergroßen Gefühle, das uns beherrscht hatte, als wir uns fanden, lebte wieder in uns auf.

Anfangs glaubte ich es vor Sehnsucht nicht auszuhalten. Zwischen sehnenden Träumen und wilden Zerstreuungen lebte ich hin. Ich suchte meine Gedanken von ihr loszureißen, weil ich mich mit der jämmerlichen Notwendigkeit, ihr fern sein zu müssen, nicht abfinden konnte.

Ich arbeitete angestrengt. Und plötzlich ertappte ich mich dabei, wie keiner meiner Gedanken mehr ihr zuflog. Sie starb in mir. Von der Sehnsucht war ich nun befreit, aber die Erkenntnis, daß ich sie nicht mehr liebte, brachte mir noch bitterere Stunden. Ich glaube, ich habe sie

nie geliebt. Ich war von einem Erlebnis, von seiner blühenden Poesie fortgerissen worden, ich verlor meine Klarheit und Besinnung. Das Gefühl, geliebt zu werden, vom ganzen Fühlen und Denken eines Menschen Besitz ergriffen zu haben, war so übermächtig gewesen, daß alles andere vor ihm verblaßte. Weil mich noch nie jemand geliebt hatte, riß ich den Menschen an mich, der mich liebte.

Ich kehrte zurück und sah sie wieder. Sie sprang mir entgegen, küßte, küßte mich, daß ich glaubte, sie söge mir das Blut aus den Lippen. Und da belog ich sie. Ich heuchelte Liebe. Ich wurde aus Mitleid falsch. In allem ist die Lüge zu ertragen — in der Liebe und in der Freundschaft nie.

Mir ekelte vor meiner Feigheit und vor meinen Lügen. Ich war mir selber zuwider; ich verlor die Achtung vor mir.

Eine einfache aber doch merkwürdige Lösung befreite mich von meiner Qual. Sie ging mit ihrem Vater für längere Zeit auf Reisen, und als sie zurückkehrte, da teilte sie mir sehr freundlich mit, daß sie sich verlobt habe. Ich war starr. Daß sie mich geliebt habe, schien ihr völlig aus dem Gedächtnis entschwunden zu sein, und ob ich sie liebte, danach zu fragen, schien sie auch völlig vergessen zu haben.

Und wieder empfand ich jenes unsagbare Glücksgefühl; ich war frei, die Notwendigkeit der Lüge hatte ihr Ende gefunden. Du kannst dir nicht vorstellen, welche Last mir damit vom Herzen genommen war. Wie vom Ertrinken gerettet, atmete ich auf.

Seltzam, seit diesen Tagen ist etwas in mir wach geworden, das mich meine völlige Ruhe nicht mehr wiederfinden läßt. Eine Sehnsucht ist lebendig geworden, die rastlos macht und die quälend drängt und drängt. Vielleicht . . . Es will mich manchmal dünken, als seien Glück und Unglück nicht voneinander zu trennen.“

Der Doktor ließ sich zurücksinken und schloß die Augen. Und die Nacht, die blauend draußen lag, sang ihr altes Lied, hehr und feierlich. Sie sang es, daß die Menschen, die drin im Zimmer auf ihr Weben lauschten, erzitterten.

Sie reichten sich die Hände.

„Ich will jetzt gehen. Gute Nacht.“

„Gute Nacht!“

Der Doktor schloß die Haustüre und stieg langsam die Treppe hinauf.

